



Nr. 196.

Dienstag, den 23. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Büßer.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Am 24. Dezember werde ich Sie mit Josef, der als Anstandsperson zu fungieren hat, mittels Schlitten in Kaufbeuren abholen. Da voraussichtlich auch unser lieber Vater mit Ihnen ankommen wird, werde ich den Josef mit dem Schlitten in der Stadt zurücklassen und allein auf dem Bahnhofe warten.

Sich ferne zu dem Zuge, der Nachmittags fünf Uhr von Augsburg eintrifft. Von Ihrer lieben Mutter und dem Herrn Großvater soll ich Ihnen viele herzliche Grüße schreiben. Gleich mir können auch sie Ihre Ankunft kaum mehr erwarten. Unter tausend innigen Grüßen verbleibe ich Ihr Sie treu liebender Karl."

"Der Fußweg durch den Wald nach Widenried wird wohl nicht gebahnt sein?" fragte Berger nach längerem Schweigen. "Es wird gut sein, wenn ich das Sträßchen über Rammat wähle. Wesentlich weiter ist ja dieser Weg, der an der Schmühle vorbeiführt, auch nicht."

"Es ist höchstens ein Unterschied von zehn Minuten", erwiderte Irma. "An Deiner Stelle würde ich jedoch in Kaufbeuren einen Lokalfahrer nehmen und fahren. Das Sträßchen über Rammat wird wenig benutzt, und Du wirst meist durch tiefen Schnee waten müssen."

"Das macht nichts, Irma; ich gehe doch zu Fuß. Ich habe diesen Weg so oft mit schwerbedrücktem Herzen zurückgelegt, und kann den Reiz nicht widerstehen, ihn einmal mit dem Bewußtsein zu gehen, daß ich das so lang ersehnte Ziel sicher erreichen werde. Wo sind wir jetzt wohl?" fragte er nach einer Weile, als der Zug längere Zeit anhält.

"Man sieht nicht hinaus", erwiderte Irma. "Erlaubst Du, daß ich das Fenster einen Augenblick herunterlasse? — Nachlohe!" rief sie gleich darauf erregt.

"Was, Nachlohe schon?" sagte Berger überrascht. "Der Bahnhof dieses Ortes liegt aber meines Wissens auf der andern Seite... Richtig, 's ist Nachlohe; ich kenne die Station an der Gegend. Schloß Widenried müssen wir doch auch bald sehen?"

"Erst von der nächsten Station, von Pforzen aus", entgegnete Irma. "Dort wendet sich die Bahn nach rechts, durchschneidet den waldigen Höhenrücken darüber und läuft im Wertachtale weiter."

"Wie lange haben wir noch zu fahren, Irma?"

"In zwanzig Minuten sind wir in Kaufbeuren, Vater."

Ein längeres Schweigen trat ein. Irma hauchte wieder auf die dichtgefrorene Fensterscheibe an ihrer Seite und sah in freudiger Aufregung in die wohlbelannte dämmernde Landschaft hinaus, während ihr Vater gedankenvoll vor sich hinblickte.

"Widenried!" rief Irma plötzlich. "Oh, was hat sich alles verändert, seit ich an dieser Stelle den letzten Abschiedsgruß zum Schlosse hinüberwinkte!"

"Sieht man's?" fragte Berger ungewöhnlich erregt, indem er hastig den Zugriemen des Fensters ergriff und letzteres herunterließ. "Ja, es hat sich vieles verändert, Irma", sprach er tief ergriffen, während seine Augen auf dem Schlosse ruhten, das

über die Wasserdünste des vorgelagerten Wertachflusses und den schneebedeckten Waldberg überragte; "Du hast viel Gutes gesehen und gelindert seit jenem Abschiedsgruß; nun bist Du eine glückliche Braut und ich bin — freigesprochen!"

Gleich darauf tauchte das im Thale liegende armuthige Städtchen auf, und wenige Minuten später rollte der Zug über die Wertachbrücke und dann an dem buntfarbenen Betriebsgebäude des Bahnhofes vorüber."

"Karl wartet bereits auf dem Perron!" rief Irma und winkte mit dem Taschentuche hinaus, bis der Zug stillstand.

"Ist sonst niemand da?" fragte Berger.

"Nein, Vater; Karl ist allein."

"Irma!" rief Schütz in diesem Augenblicke mit glückseligem Gesicht, indem er rasch das Trittbrett des Wagens bestieg und die Coupéthür öffnete. Er trug noch den Arm in der Binde, aber sein Aussehen war gesund und seine Haltung jugendlich rüstig. Nach der gegenseitigen herzlichen Begrüßung gab Berger seinen nach Widenried adressierten Reisekoffer bei der Bahnpost auf, während Irma's Gepäck von einem Bedienten nach der Stadt getragen wurde, wo Josef mit dem Schlitten wartete.

"Kinder, ich verabschiede mich hier", sagte Berger, indem er Irma und Schütz die Hand reichte. "Ihr kommt gegen 8 Uhr nach Hause, ich werde bis längstens halb 7 Uhr in Widenried eintreffen. Auf Wiedersehen unter dem Christbaumel!"

Berger betrat den Wartesaal, während Irma und Schütz der nahegelegenen Stadt zugingen und sich in glücklichem Gespräch über ihre letzten Erlebnisse erzählten. Schütz hatte zum erstenmal Gelegenheit gefunden, dem geliebten Mädchen den Arm anzubieten, und er schwamm in Seligkeit, als Irma sich mit leisem Beben an seine Seite schmiegte, als wollte sie dort Schutz vor dem eifigen Lusthause suchen, der über die Wertachauen herüberwachte.

"Wo wartet der Josef?" fragte sie.

"Im Gasthaus zum Hasen gleich die erste Wirtschaft rechts", antwortete Schütz. "Ich habe den Josef zu einem Buchhändler geschickt, bei dem ich vor ein paar Tagen einen Christbaumstamm bestellt."

"Oh, ich freue mich unendlich nach Hause", sagte Irma.

"Die Mutter und der Herr Großvater zählen die Minuten, bis Sie kommen", erwiderte Schütz.

Sie hatten inzwischen die Wirtschaft erreicht. Josef, der gerade zur Hausthüre heraustrat, eilte hocherfreut auf Irma zu, die ihrem Verlobten für ein paar Augenblicke den Arm entzog und dem alten Manne mit kindlicher Freude die beiden Hände entgegenstreckte. "Jetzt werden's wohl nimmer nach Frankfurt mei' geh'n, Fräulein Irma", begann dieser nach der ersten Begrüßung. "Sie haben in den fünf Monaten g'nug ausstich'n müssen, und als Braut hat man gar viel s' denken und her'sichten."

"Nein, Josef, ich gehe nicht mehr fort", erwiderte Irma.

„Wohin fort?“ fragte der Alte mit fast betrübter Miene. „Weil Gott, so lang bleiben's sollt dabein, bis die der Herr Leutnant Holt. Will den Kindern is a eientlichlich's Ding. Bercht san's immer um ein rum, ma meint, es mischt all'weil so bleib'n; ma sieht's gern eischloßen, wann's Nacht wird und g'raut si', wann's in der Fruch wieder maunter aufwachen. Nachher werden's größer und auf e'nal san's draußen aus'm Haus, und Alles is rum.“

„Das ist der Lauf der Welt, lieber Josef“, sagte Schütz.

„Eing'spanna is, meine Herrschaften! Fahren wir glei' heim?“

Schütz und Irma nahmen neben einander im Schlitten Platz, und Josef wickelte einige wollene Decken sorgfältig um ihre Füße.

Wald hatten die Reisenden das alte Städtchen hinter sich und der mit feurigen Pferden bespannte Schlitten schoß mit eintönigem Geklänge über das silberglänzende Sträßchen hinweg. Links ragten die Dammenspitzen des bewaldeten Höhenzuges blendend weiß und scharf in den nördlichen, sternförmigen Himmel hinein, und zur Rechten quakten die Wasserdämpfe der Vertief in die eilige Luft anpor. Hinter den östlichen Höhen stieg langsam die große rothglühende Scheibe des Vollmonds herauf.

Irma und Schütz saßen schweigend nebeneinander. Der Reiter der ersten Liebe durchströmte ihre jungen Herzen, und das Viele, was sie sich zu sagen hatten und sich sagen wollten, löschte ihre Zungen. Als jedoch der Schlitten in scharfem Bogen in den winterlichen Wald einschwenkte, der wie ein Mirchenreich die Liebenden umfing, erfaßte Schütz die im Winde versteckte Hand des jungen Mädchens.

„Irma, ist es kein Traum, bist Du wirklich da?“ fragte er leise und innig.

Das trauliche „Du“, das unberührt von seinen Lippen Klang, schien wie eine Zauberformel auf den Baum zu wirken. Der die süßen Impulse der jungen, unverdorbenen Herzen auffangen hielt und vor dem Ueberquellen schützte. Irma lehnte ihren Kopf an seine Schulter, ihr warmer Athem streifte seine Wangen, und zärtlich hauchte sie: „Es ist wahrlich wie ein Traum, Du lieber, guter Karl. O, wie schön, wie herrlich schön ist doch die Welt!“

Josef auf dem Schlittenbode hatte den Weiden den Rücken zugewendet, und eine lange, dicke Haube bedeckte seine Ohren; er war in Gedanken in seiner warmen Stube, wo er die Pfeife beim Glühpunsch schmauchen konnte; er merkte nichts und schwieg. Die Frauenmännlein und Frauen, die an den Straßenenden standen und blendend weiße Willersäcke trugen, vorauschten die Glücklichen und blieben treu verschwiegen. Auch dem zierlichen Reh, das vor dem Schlitten durch die Richtung setzte und dann am Altsbaum stehen blieb und nach dem Pärchen äugte, war wohl zu trauen. Eine Schleierhaube hob sich von einem schwebelaben Tannenzweig anpor und schwebte schamhaft hinweg, bevor das Holzgerüst nach und nach in den Trüffeln der garten Modeln stoben von dem leichtbeschwingten Winde in seiner Silberregen nieder. — Das Märchenreich barg nicht ein einziges Wesen, das den ersten seligen Kuß der Liebenden vertragen hätte.

Plötzlich öffnete sich der Wald und vom Monde fast taghell beleuchtet, lag Dientrieb vor ihnen. Einige Minuten später hielt der Schlitten im Schlosshofe, und die Liebenden machten sich von den Decken frei, die ihre Füße gefesselt hielten. Oben im Schlosse wurde ein Fensterflügel geöffnet und wenige Augenblicke darauf erschien Frau Hartfeld unter dem Portale und eilte den Ankommenden entgegen.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Irma, indem sie der Frau in die Arme eilte.

„Grüß Dich Gott, Kind!“ erwiderte diese freudig bewegt. „Gottlob, daß Du wieder da bist. Herr Leutnant, kommen Sie doch!“ rief sie dann Schütz zu, der ein kleines Paket unter dem Schlittenbode hervorgeholt hatte und nun gleichfalls dem Schlosse zuwachte.

„Guten Abend, liebe Mutter!“ grüßte er, während er Frau Hartfeld die Hand küßte. „Das war eine wunderbare, unvergleichliche Schlittenpartie.“

Frau Hartfeld lächelte, und beide folgten Irma, die rasch die Treppe hinaufeilte, auf deren oberster Stufe der General stand, der dem Mädchen die Hände entgegenstreckte.

„Du bist in Uniform, Großpapa?“ bemerkte Irma, als sie sich umarmt und geküßt hatten, verwundert. „Ich sehe Dich ganz erstemal als General.“

„Ich habe mir die Uniform Curer Verlobung zu Ehren beschafft“, erwiderte der General, als sie Hand in Hand dem Wohnzimmer zugehen. „Kind, das war eine trübe Zeit, während Du fortgewesen“, fuhr er fort, als alle in dem warmen traulichen Manne beisammen waren. „Mir ist, als ob mit Deiner Heimkehr der so lang entbehnte Sonnenschein wieder

komme. Du schaust mich ganz verändert an, Irma. Bindest Du mich sehr verändert?“

„Die Uniform flüßet Dich sehr gut, Großpapa“, erwiderte Irma. „Ich finde Dich viel stattlicher als früher. Du siehst aus wie ein tüchtiger Soldat.“

„Du bist ein Schmuckstück“, sagte der alte Herr mit wehmüthigen Lächeln.

„Mit meiner Müdigkeit ist es nicht weit her; der heilige Herbst hat mir stark zugeföhrt. Wie die Blätter gefallen sind, habe ich mir gedacht: Jetzt wird's Dich auch weggehen. Na, wollen wir von was Anderem reden. Ich freue mich, daß ich Dich nochmal gesehen habe, Kind. Wenn nur der Georg auch da wäre.“

„Von Georg soll ich viele Grüße ausrichten“, sagte Irma; er hat mich vor 14 Tagen in Orleans besucht, konnte sich aber nicht lange aufhalten. In Gedanken wird er heute den ganzen Abend bei uns weilen. Wie hübsch wäre es, wenn er auch daheim sein könnte.“

„Wald hätte ich darauf vergessen — für Sie ist ein Brief angekommen, Herr Leutnant“, sagte Frau Hartfeld, während sie auf den Schreibtisch zing. „Er ist vom Kriegsschauplatz.“

„Da bin ich begierig“, sagte Schütz, während er die Schrift auf dem Couvert flüchtig besah und dann den Brief öffnete. „Vom Michel!“ rief er gleich darauf angenehm überrascht.

„Was, von dem treuen, guten Burschen?“ fragte Irma lebhaft. „Was schreibt er denn?“

(Schluß folgt.)



Römische Strafe. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, welcher stets mit allen seinen Nachbarn Jagdstreitigkeiten hatte, derentwegen er sogar öfters Krieg führte, gab auch seinen Untertanen manche Ursachen zu Klagen. Kamem ihm solche Beschwerden zu Ohren, so strafte er die Urheber mitunter recht sonderbar. So erhielt eine Frau zu Weinheim aus der kurfürstlichen Kanzlei folgendes Strafmandat: „Nachdem des Pfalzgrafen Churfürst. Durchlaucht in gewisse Erfahrung gebracht, daß des Württh's Frau zum Bod zu Weinheim ohnlänglich sich gegen hohe Personen verlaun lassen, Churfürst. hinfür eine Anzahl Gänse halten zu wollen, damit man lieber mit Federn, als im Felde Krieg führe; als haben Churfürst. Durchlaucht ihr Anerbieten in Geaden angenommen, und ist Dero gnädigster Befehl, daß gedachte Württh's Frau die Churfürstliche Kanzlei jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini richtig liefern, auch daß dieses also geschehe, Kanzleidirektor v. Wollzogen darob halten solle. Heidelberg, den 20. August 1669. Carl Ludwig.“

Abgetrunkst. George Clarke, ein vielgerühmter Volksänger in Neu-Orleans, war eines Tages als Zeuge vor Gericht berufen, und der gegnerische Advokat, welcher sein Zeugnis abschwächen wollte, versuchte es, den Mann herabzusetzen. „Sie sind Bänkelsänger?“ sagte er. „Ist dies nicht ein recht niedriger Beruf?“ „Das weiß ich nicht“, entgegnete Clarke, „ich weiß nur, daß es ein viel besserer ist, als der meines Vaters war.“ „So? Und was war denn Ihr Vater?“ fragte der Rechtskundige. „Er war Advokat“, antwortete der schlagfertige Sänger unter dem Gelächter des Gerichtshofes.

Ueberraschender Erfolg. Persönliche Bemerkungen in einer fremden Sprache in der Oeffentlichkeit fallen zu lassen, hat schon so manchen sehr beschämt. Ein englischer Kapitän, Symons mit Namen, fuhr in einem Londoner Omnibus, als ein junges Ehepaar einstieg und ihm gegenüber Platz nahm. Nach einigen Minuten bemerkte die junge Dame auf Hindostanisch zu ihrem Manne: „Dekho, Sahib ko kaisa bāra nāk hai!“, was soviel bedeutet, als: „Sieh nur einmal, was der Herr drüben für eine große Nase hat.“ Der Kapitän hatte allerdings eine große Nase, und obgleich er ein gutmüthiger Mensch war, konnte er sich doch nicht die Gelegenheit entschlüpfen lassen, der Dame heimzuleuchten. Zu ihrem Entsetzen erhob er sich von seinem Sitz, und höflich den Hut lästend, erwiderte er ebenfalls auf Hindostanisch: „Entschuldigen Sie, Madame, daß meine Nase Sie geniert, aber sie ist mir nun einmal nicht kleiner gewachsen.“

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Lannusstr. 4

Sicher und schmerzlos seit 30 Jahren wirkt das bewährte **echte Radlauer'sche Hühneraugenmittel**, Fl. 60 Pf. Nur echt mit der Firma: **Kronen-Apotheke, Berlin.** Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 88/548

Das Brauseidene.

Novellette von Johanna Junz. (Friedenau.)
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der alte Hennig wurde nun von Tag zu Tag aufgeregter vor Erwartung.

In den Nächten fand er keinen Schlaf, und in seiner freien Zeit suchte er eifrig nach einem Versteck für seinen zu erwartenden Schatz.

Das Jubiläum kam. Sein Stuhl und Pult waren festlich bekränzt. Um elf Uhr wurde er zum Direktorium befohlen und erhielt als Anerkennung für seine fünfundsiebzigjährigen treuen Dienste sein ganzes Jahresgehalt von 1248 Mark ausgezahlt.

Dann kamen die Geschenke der Kollegen: zwei silberne Leuchter und ein schöner, großer Ebenholzkasten, auf dessen silbernem Schild stand: „Zur Erinnerung an sein fünfundsiebzigjähriges Dienstjubiläum! Gewidmet von den Kollegen der Reichsbank. Berlin, den 21. Mai 1900.“

Innen lagen 12 Paar Messer, Gabeln und Löffel von echtem Silber, mit dem Henkel'schen Abzeichen der Zwillinge.

Hennig war vor Freude fast sprachlos. Einmal über das andere wollte er sprechen, konnte aber vor Rührung keine Worte finden. —

„Sieh' mal, Frauchen, den Reichtum! Die Pracht! Das Silber! Unser Silber!“

So stürmte der sonst so ruhige Mann in die Stube hinein. „Na, zeig' doch mal, ob's denn wirklich so schlimm ist,“ entgegnete seine Frau.

„Wirklich, wahrhaftig! Das ist ja wundervoll! Nein, Fritz, so schön hätte ich's mir nicht vorgestellt! Da sind Deine Kollegen ja ordentlich reingefsprungen. Was mag so ein Kasten wohl wert sein? Doch sicher das Besteck zwanzig Mark.“

„Fünfundsiebzig Mark, Gustel! Fünfundsiebzig Mark das Besteck! Denk' nur, wie ich mich freue! Daß ich das erleben durfte; ich glaube, seit Mag' Abiturium ist das der schönste Tag meines Lebens. Das Silberzeug soll nun unser Kleinod sein bis ans Lebensende, und dann kriegt's der Junge. Freu' Dich doch, Gustel, freu' Dich doch!“

„Dreihundert Mark, das ist ein schönes Stück Geld, Fritz! Schon für die Hälfte hätte ich ein feines, seidenes Kleid, und Mag' hätte auch einmal an sechs Paar Messer und Gabeln genug.“

„Aber Alte, Du bist wohl toll! Wie kann man nur auf solche Gedanken kommen. Davon wird, so lange ich lebe, nichts ausgerührt.“

„Ich meine ja auch nur so!“

„So was gibt's nun ein für allemal nicht; damit basta! Mag' soll den Kasten unverfehrt erhalten zur Erinnerung an seinen alten Vater. Ich glaube, es wäre mein Tod, wenn mit dem Silber etwas passierte! Aber Du machst ja auch nur Unsinn!“

Damit nahm er seinen Schatz und stellte ihn ins Wäsche-
spind unter die Handtücher, ganz in eine Ecke.

„Daß' nur gut auf die Wohnung auf, Gustel; ich muß heut' abend noch in den Klub, da habe ich den Kollegen einen Herren-
Abend ausgerichtet; es kann spät werden, bis ich zurückkomme.“

Kaum hatte er sich aus der Wohnung entfernt, als seine Frau die Tür abschloß und eifrig im Zimmer hantierte. Sie verließ mit einem kleinen Paket das Haus und kam nach ungefähr zwei Stunden mit einem großen Packer heim. Vorsichtig wickelte sie es aus, und ein hübsches, brauseidenes Kleid kam zum Vorschein.

„Na, wollen mal sehen, ob's auch paßt, wie die alte Goldschmitten meint.“

Es saß wie für sie gemacht, und voll Bewunderung besah sie sich im Spiegel.

Dann legte sie das Kleid ab, säuberte es noch einmal auf dem Stuhl ab und begab sich zur Ruhe.

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als der alte Hennig nach Hause kam. Er war noch ganz voll von den Eindrücken des Tages und konnte noch keine Ruhe finden.

Wie sie ihn geehrt hatten! Er hatte nie geglaubt, daß er so viel Freunde unter den Kollegen hätte!

Und seine Vorgesehten, wie die mit ihm gesprochen hatten, ganz so, als ob er ihresgleichen wäre, und nicht ein simpler Kassensbote. Mein Gott, er hatte ja in den fünfundsiebzig Jahren schon Unsummen durch seine Finger gehen sehen; aber nie war ihm ein verbrecherischer Gedanke dabei gekommen; denn er hatte ja nur seine Pflicht getan, und darauf wollte er sich nichts einbilden; das mußte eben so sein.

Aber freuen wollte er sich noch einmal an seinem Schatz, ihn noch einmal liebevoll berühren, ehe er zur Ruhe ging. Wollten doch morgen Nachmittag einige Kollegen ihre Frauen hinschicken, damit sie den Schatz bewundern sollten.

Er schloß den Schrank auf und wunderte sich, daß der Schlüssel steckte; hatte er ihn nicht unter die Schrankdecke geschoben?

Er nahm den Kasten heraus, öffnete den Deckel und ließ einen

dumphen Schrei aus. Die Hälfte seines Geschenkes fehlte; wo war sie geblieben?

Da fiel sein Blick auf den nebenstehenden Stuhl, auf dem das Brauseidene lag.

Tränen stürzten aus seinen Augen. Also das hatte sie tun können? So wenig Ehrfurcht hatte sie vor seinem Jubiläum!

Als die zurückgedrängte Bitterkeit der ganzen vergangenen Jahre quoll in ihm auf und presste ihm das Herz zusammen.

Wie hatte ihn das Weib moralisch geknechtet die ganze lange Lebenszeit! Wie hatte sie ihn gequält mit tausend Kleinigkeiten, nie zufrieden, immer unwirsch und neidisch auf Andere blickend. Und er hatte sie gehalten wie sein Teuerstes; was in seiner Kraft lag, hatte er getan, ihr das Leben angenehm zu machen.

Wie oft hatte sie ihm vorgeworfen, daß er nichts könne, daß er nicht im Gehalt steige und ihm andere zum Muster gestellt, ihm, der sich bis spät in die Nacht hinein plagte, um ihr eine kleine Freude schaffen zu können.

Er meinte, glücklich mit ihr gewesen zu sein, meinte, sie habe in Liebe an ihm gehangen, aber jetzt in stiller Nachtstunde fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er sah klar, daß dieses Weib immer nur sich selbst geliebt, für sich gesorgt und gehängt und selbstsüchtig für ihre Person alles dienstbar gemacht hatte.

Ihn schauderte, und es wurde ihm eiskalt bei dem Gedanken. Und er fühlte sich noch so kräftig und sollte vielleicht noch jahrelang an ihrer Seite leben? Nein, das konnte er nicht! Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Und morgen sollten die Kollegen-Frauen kommen und das Silber sehen! Die Schande überlebte er nicht!

Und die Händlerin würde sich sicher weigern, den Raub herauszugeben. Solche Schande!

Tränen auf Tränen rannen in seinen Bart; er fühlte sich mit einem Male so müde, so ruhebedürftig für lange Zeit!

Einen Blick warf er noch auf den Kasten, und dann ging er hinaus auf den Korridor, öffnete das Fenster und sah auf das dunkle Wasser. Da gab es den Frieden; mächtig zog's ihn hinunter.

Ein Ruck, ein Aufschlagen — und ein Menschenleben war zu Ende! —

Am anderen Morgen, als Frau Hennig erwachte, wunderte sie sich sehr, das Bett ihres Mannes noch leer zu finden.

„Wird der Mann auf seine alten Tage noch unsolide,“ murmelte sie vor sich hin.

Gleich darauf vernahm sie vom Hofe Stimmengewirr und Gemurmel. Neugierig eilte sie ans Fenster, um nachzusehen, was es gäbe, prallte aber von Entsetzen erfasst zurück, als sie merkte, daß aller Blicke sich zu ihr hinauf wandten.

Mein Gott, ihr Mann, ihr Fritz?

Aber nein, das konnte ja nicht sein!

Da erklangen schon dröhnende Schritte auf der Treppe; sie öffnete und trat hinaus, gerade den Männern entgegen, die ihr die Leiche ihres Gatten brachten. Mit zerschmettertem Schädel hatte man ihn unten im Wasser gefunden. Er war gerade mit dem Kopf auf einen Fischkasten aufgeschlagen. —

Niemand konnte sich den Unglücksfall erklären; denn es konnte doch nur ein Unglücksfall sein, so meinten viele.

Nähere Bekannte indessen, die den nächsten und pflichttrenten Fritz Hennig jahrelang gekannt hatten, schüttelten den Kopf voll Argwohn; aber auf den wahren Grund kam niemand.

Nur Frau Hennig, als sie ihr schwarzes Kleid aus dem Spind nahm und das Brauseidene weghängte, brach in Schluchzen aus. Sie konnte das Kleid nicht ansehen, ohne sich eines Schauders zu erwehren, und — angezogen hat sie es nie.

Aus unserm		Koch- buch.
---------------	---	----------------

Liebe Schwester!

Heute ist mein Menü so recht der Jahreszeit entsprechend, nicht allzuviel Fleischgerichte und doch so lecker. Höre, was es bringt:

1. Krebse mit frischer Butter.
2. Eier à la Erzherzog.
3. Hammelnieren mit Champignons.
4. Gebratene, junge Ente mit frischen Schoten.
5. Waffeltuchen.
6. Käse.

Die Eier à la Erzherzog sind etwas kompliziert, lohnen aber auch im Geschmack. In eine Kasserolle wird ein Liter kalte, ganz entfettete Kraftbrühe getan, dreißig Gramm in kaltem Wasser geweichte Gelatine und ein Stengel frischen Estragon hinzugefügt, auf das Feuer gestellt und mit einem Quirl gerührt.

Ein Eiweiß, welches mit zwei Degillieren kalter Weibhe geschlagen ist, wird mit einem Schlag in die Kasserolle gegeben, ein Glas Weißwein und ein Eßlöffel Essig dazugefügt. Man quirt es langsam, bis es aufwallt, stellt es beiseite und läßt es klären. So wie es ganz klar ist, gibt man es durch eine in warmes Wasser getauchte Serviette, färbt es mit einigen Tropfen gelöstem braunen Zuckerant und läßt es kalt werden. Fünf frische Eier schlägt man schnell in einen Topf, fügt sechzig Gramm Butter, die in kleine Teile geteilt wird, eine gekochte und in Scheiben geschnittene Trüffel, Salz und Pfeffer hinzu, und stellt es auf schwaches Feuer. Sowie die Eier fest und stark sind, nimmt man sie ab, legt sie in eine Schüssel und läßt sie erkalten. Nun füllt man alles in die Form, in der das Gelee ist, bedeckt es mit kaltem klarem Gelee und stellt es auf Eis. Vor dem Anrichten werden kleine Portionen abgeteilt, auf eine kalte Platte im Kreise herum gelegt, mit gewiegtem Gelee garniert und in die Mitte ein Sträußchen frischer Petersilie gestellt.

Die Hammelnieren werden recht sauber gewaschen, das Fett entfernt, der Länge nach durchgeschnitten und in Scheiben geteilt. In einer Pfanne wird ein Eßlöffel frischer Butter heiß gemacht, die Nieren dazugegeben, Salz und Pfeffer darauf getan und schnell gedämpft. Von dem Bratenstah der Nieren tut man etwas dazu, gibt einige, frische geschnittene Champignons, die man in reiner Butter gedünstet hat, dazu und läßt alles einige Minuten gut dampfen. Butter wird mit fein gewiegter Petersilie gemengt, etwas Zitronensaft dazugegeben, in eine gewärmte Metallschüssel gefüllt und schnell serviert.

Die gesunde Ente mit frischen Schoten ist Dir vielleicht neu; ich gebe aber das Rezept, weil ich nicht genau weiß, ob ich es Dir schon gesandt habe. Es ist fast genau so, wie es die deutsche Küche gibt, aber einige kleine Unterschiede, die, wie ich finde, den Wohlgeschmack bedeutend erhöhen, sind doch in der Zubereitung. Eine schöne, fette junge Ente wird gerupft, gehängt und ausgemeidet. Dann gibt man sie in eine Bratpfanne, in der fetter, in Scheiben geschnittener Speck liegt und läßt sie auf einer Seite des Feuers langsam schmoren. So wie der Braten auf beiden Seiten schöne, goldgelbe Flecke hat, fügt man Salz und Pfeffer hinzu, tut etwas Zwiebel, Gewürzmägel und ein Sträußchen frischer Petersilie daran, gießt die Pfanne zur Hälfte mit Bouillon voll und läßt die Ente darin aufwallen. Dreiviertel Liter feine, junge, ausgehäufte Schoten legt man um das Geflügel, deckt die Pfanne zu, und kocht alles auf gelindem Feuer weiter. Vor dem Anrichten muß die Ente gut abtropfen; man löst vorsichtig die Schenkel heraus, schneidet sie in zwei Teile und richtet sie auf einem Teller an, schneidet recht sauber die Filets heraus und richtet sie über den Schenkeln an. Von den Schoten wird das Fett abgeschöpft und sie dann mit frischer Butter, in der man eine tüchtige Messerspitze Mehl verrührt hat, gebunden. So werden sie rings um die Ente garniert und zum Tisch gegeben. In einer Sauciere kommt die Bratensauce dazu.

Das nächste Mal sende ich Dir wieder ein längeres Menü; heute war's nur einfach, aber auch bedeutend billiger als sonst, und das ist doch auch was wert! Gutes Gelingen wünscht
Deine Lottie.



Eigenhändige Resolutionen Friedrichs des Großen.

Auf alle an ihn gerichteten Immediatgesuche pflegte der König sofort in wenigen Worten die Resolution niederzuschreiben. Einige der bemerkenswertesten und weniger bekannten mögen hier wiederholt werden: Als die Wäcker in Potsdam um Verabfolgung von Korn aus den Magazinen baten, schrieb Friedrich auf den Rand: „Sie haben 500 Wispel gekriegt, es Seindt Kanailen, der Magistrat muß sie voñr Krigen.“ — Der Berliner Kaufmann Krüger suchte die Konzession zur Anlegung einer Rumfabrik nach; der Bescheid lautete: „Ich will's den Teufel thun! ich wünsche, daß das giftig garstige Zeug gar nicht da wäre und getrunken würde.“ — Der Bereiter Boley, der Pferdeeinkäufe in England zu machen hatte, bat sich zur Belohnung den Stallmeisterstitel aus. „Er hat brav bei seinem Einkaufe gestohlen,“ lautete die Resolution; „Er soll zufrieden Seindt, daß ich dazu Stille schweige, aber ihm davor zum Stahlmeister machen, so Aertisch bin ich nicht.“ — Auf das Gesuch des bekannten Berliner Mänzjuden Ephraim: mit vier Pferden fahren zu dürfen, schrieb der König: „Ja, aber Eins hinter dem Andern.“ — Auf das Gesuch der Berliner Fuhrleute um Vergütung für ihre von den Russen fortgenommenen Pferde: „Sol man ihnen auch den Schaden von der Sündfluth vergütigen.“ — Als der Ober-Auditeur Reinecke zum General-Auditeur ernannt ward, zeigte der Ober-Auditeur G. in Berlin dem Könige an, daß er bereits dreißig Jahre diene, und älter im Amte als jener sei: „Ich habe im Stal einen Haufen alte Mansefels, die lange den Dienst machen, aber nicht, daß Sie Stalmeisters werden.“ — Der Kammerherr von S. erhielt für eine dem Prinzen von Dänemark gewidmete Schrift eine goldene Dose nebst Brillantring und machte dem Könige Mitteilung davon. „Ich gratulire,“ bemerkte Friedrich, „daß die Bettelei so gut ge-
alude.“

Gustav Adolf fand, als er in einer fränkischen Stadt dem Gottesdienste beizuohnte, die zwölf Apostel von Silber. „Wie, meine Herren,“ sagte der König, „Sie stehen hier so müßig, statt nach Ihrer Instruktion in alle Welt zu gehen und zu lehren? Ich gebe Ihnen mein Wort: Sie sollen Ihre Schuldigkeit tun!“ Er hielt sein Versprechen, indem er aus dem Silber Münzen schlagen ließ.

Die Verehrung der Glöhe in Indien geschieht in einem großen, eigens zu diesem Zweck geweihten Tempel. Täglich werden eine Anzahl Parias, Menschen aus der niedrigsten Klasse, die „Brahma aus Unrat gemacht“ haben soll, und die, nach dem Glauben der Hindus, weit unter den wilden Tieren stehen, eingesperrt, um sich von den kleinen, schwarzen Heiligen zerbeißen zu lassen.

Kaiser Josef II. und das Duell. Die Ansichten über die Statthastigkeit und Strafbarkeit des Duells gehen bekanntlich in maßgebenden Kreisen noch heutigen Tages himmelweit auseinander, obgleich der falsche Ehrbegriff, wie er den Duellgeschichten zugrunde zu liegen pflegt, schon zu wiederholtenmalen von berufenen Sittenrichtern aller seiner verführerischen Reize und Scheingründe schonungslos entkleidet worden ist. „Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Prinzip,“ sagt Immanuel Kant, der berühmte Weltweise von Königsberg, wohl im Hinblick darauf, daß in jedem Rechtsstaate jede Selbsthilfe und Selbststrafe als ein Verbrechen verboten und als solches bestraft wird, „denn,“ fährt er fort, „es gibt auch Nichtswürdige, die ihr Leben aufs Spiel setzen, nur um etwas zu gesten.“ Am entschiedensten jedoch unter allen maßgebenden Persönlichkeiten der Geschichte trat Kaiser Joseph II. von Oesterreich für die gewaltigen Opfer des falschen Ehrgefühls in die Schranken, indem er das Duell aufs entschiedenste verwarf. Der Brief dieses unvergeßlichen, von seinem Volke seiner Menschenfreundlichkeit wegen aufs innigste verehrten und geliebten Herrschers, der dem Abscheu gegen alles Duellunwesen mit der Beredsamkeit eines kaiserlichen Vermächtnisses Ausdruck gibt, wurde im August des Jahres 1771 an einen General gerichtet und lautet wörtlich folgendermaßen: „Herr General! Den Grafen von K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsmoch, der jede Sache mit dem Degen und den Pistolen berichtigen will, und welcher das Kartell des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn verteidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem sich ereignenden Falle Mut, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriff und in der Verteidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Haß für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als einen römischen Klopffechter. Veranlassen Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Offiziere; untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hieran am meisten schuldtragend, der werde ein Opfer seines Schicksales und der Gesehe. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Camerlans und Bajazets angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben! Noch gibt es Menschen,“ schließt der kaiserliche Brief außerordentlich bedeutsam, „die mit dem Charakter von Heldennut den eines guten Untertans vereinigen, und das kann nur der sein, der die Staatsgesetze verehrt.“



Der Schalk im Auslande.

Der Unterschied. Scheltende Frau (zu ihrem Gatten Nummer 2): „Oh, wenn Du nur den Unterschied kennst zwischen Dir, Ungeheuer, und meinem ersten Mann.“

Gatte: „Den Unterschied kenn' ich. Der freut sich, daß er Dich nicht mehr hat, und ich freute mich, als ich Dich noch nicht hatte.“

Mondo Amorifico.

Ihre Hoffnung. Gatte (ärgertlich): „Wenn ich diesen Stoß Rechnungen sehe, dann wird mir wirklich das Leben leid. Glaubst Du, daß jemals der Tag kommen wird, wo wir ohne Schulden sind und frei aufatmen können?“
Gattin (zärtlich): „Aber ja doch, Herzensmann. Du hast Dich doch für hunderttausend Mark in die Lebensversicherung eingekauft.“

Dud.